

Ein König als Arzt – Friedrich der Große

*„Denn er hatte die Schwäche, ein wenig den Arzt zu spielen.“
(Marquis de Bouillé, 1784)*

*„In der That waren die Talente dieses Königs so mannigfaltig und so geschmeidig: daß er zugleich Dichter, speculativer Philosoph, Geschichtsschreiber, feiner Weltmann, angenehmer Gesellschafter für schöne Geister und Gelehrter, einer der ersten praktischen Geschäftsmänner, im Fache der Privat- und öffentlichen Haushalte, Soldat, Feldherr, und geschickter Unterhändler seyn konnte, ohne daß eine dieser Verrichtungen der andern geschadet hätte;... Und dies alles war er, wenn nicht auf eine gleich vollkommene doch auf eine ihm eigentümliche Weise. Sein Charakter war ebenso mannigfaltig und zusammengesetzt: und er war aus Zügen zusammengesetzt, die sich zu widersprechen schienen...“
(Christian Grave, Philosoph 1742 – 1798)*

Musiker und Komponist waren seine Hoheit auch, nicht mal schlecht und nun auch noch, so sah sich Friedrich der Große (1712 – 1786) nicht ohne Ernst, Arzt und ein wenig Apotheker. Es ist ein Vergnügen der besonderen Art, die Auslassungen Friedrich II. über die Medizin zu lesen. Es nötigt nicht wenig Respekt ab, wie viele Kenntnisse sich der Autodidakt aneignete. Selbstverständlich war er auf diesem Gebiet ein Dilettant. Aber was für einer!

Die Schwächen der ärztlichen Kunst seiner Epoche und der Medizin, die noch weitgehend den antiken Vorstellungen dogmenhaft anhing, voll erfassend, war er Zeit seines Lebens bemüht, das Beste auf diesem Gebiet für sich und Preußen zu erfahren und nach Möglichkeit, wenn es ihm sinnvoll erschien, auch einzuführen.

Kein Arzt war sich seiner Fragen sicher. Vielleicht waren die nicht wenigen eigenen Krankheiten besonderer Ansporn seines Interesses an der Medizin und der Chemie. Er war, was viele Neuerungen seiner Zeit angeht, und das waren im Zeit-

alter der Aufklärung auch in der Medizin nicht wenige, weitgehend auf der Höhe der Zeit.

*„Alles wohl erwogen, ist gute Verdauung wichtiger als Philosophie.“
„Meine traurige Erfahrung macht aus mir einen Arzt“
(Friedrich der Große).*

Der seit seiner Jugend oft kränkelnde Friedrich hatte sich im Laufe der Zeit eine Menge medizinisches Fachwissen angeeignet. Insbesondere trugen auch seine Tischgesellschaften dazu bei, ihm naturwissenschaftliche Kenntnisse näherzubringen: Vor allem Julien Offray de La Mettrie (1709 – 1751), der extreme Materialist und Arzt, aber auch Voltaire (1694 – 1778) als naturwissenschaftlich gebildeter Schriftsteller und Philosoph sowie Pierre-Louis Moreau de Maupertuis (1698 – 1759) als Naturforscher.

Stets wissbegierig und mit einem guten Gedächtnis ausgestattet, mussten sich Ärzte, die in seiner Umgebung wirkten, ausdauernden fachlichen Disputen stellen. Früh erkannte er auch die Mängel in der Ausbildung der Ärzte, insbesondere der Militärärzte. Mehrheitlich entsprangen diese immer noch den Barbierschulen. So mangelte es vielen von ihnen an elementaren naturwissenschaftlichen Kenntnissen. Viele konnten weder lesen noch schreiben. Erkrankten Offiziere seines Ruppiner Regiments ernsthaft, so schickte er sie vorsichtshalber zur Behandlung nach Berlin. Er griff auch schon frühzeitig beherzt selbst ein, wenn er es für richtig hielt. Als in seinem Regiment 1737 eine Fleckfieberepidemie ausbrach, versuchte er, durch eine Isolierung der Kranken die Ausbreitung der Erkrankung zu verhindern. Zimmermann, mit dem Friedrich kurz vor seinem Tod längere Gespräche führte, war überrascht, wie eingehend Friedrich über Krankheiten Bescheid wusste. Er setzte sich, nicht zuletzt durch eigene Erfahrungen, aber auch durch Beobachtungen von Erkrankungen in seiner unmittelbaren Umgebung, mit vielen damals sehr unscharf skizzierten Leiden auseinander. Friedrichs Rat, erst eine



Friedrich der Große (1763)
© Verlag Edition Rieger

genaue Diagnose zu stellen und dann Arznei zu verordnen, kann man nur unterstreichen. Allerdings war die Medizin zurzeit Friedrichs zumeist nicht in der Lage, eine deutliche Trennung und Charakterisierung konkreter Krankheitsbilder vorzunehmen. Fieber war nach damaliger Anschauung zum Beispiel ein selbständiges Leiden und nicht Symptom einer unzähligen Reihe von Krankheiten.

*„Hippocrates hat mich gelehrt, man müsse sich nicht eher darauf einlassen, eine Krankheit zu heilen, als bis man sie gehörig geprüft und studiert hat“
(Brief an Voltaire 1776).*

Mitte des 18. Jahrhunderts häuften sich wieder einmal Pockenfälle, eine damals weit verbreitete Infektionskrankheit mit nicht selten tödlichem Ausgang. Als Friedrichs Lieblingsnichte Heinrich der Erkrankung zum Opfer fiel, kümmerte sich der König energisch um das Problem. Er ließ sich eingehend über die Möglichkeiten einer Impfung informieren. Das Obercollegium medicum bekam von ihm den Befehl, die praktische Umsetzung einer Impfung gegen die Pocken zu prüfen: *„Da noch immer in den Provinzien und besonders auf dem Lande, ein Hauffen Kinder, an der Pocken Krankheit sterben, welches vornehmlich zur Ursache hat,*

weil die gemeinen Leute nicht wissen, wie sie ihre Kinder, bey der Krankheit halten und abwarten sollen, sondern sie fast durchgehends zu warm halten, welches denen Kindern, alsdann höchst nachtheilig ist, So befehlen Se. Königl. Maj. dero Ober Collegio Medico einen ordentlichen und deutlichen Unterricht, auf gedruckte Zettel, anfertigen zu laßen, wie die gemeinen Leute auf dem Lande, wenn ihre Kinder die Pocken kriegen, sich dabei verhalten sollen; diese gedruckte Zettel, müßen sodann alle Priester in den Dörfern geschicket, und sie zugleich angewiesen werden, den Leuten in dem Dorffe, das von Zeit zu Zeit vorzulesen, und ihnen den Unterricht recht deutlich und begreiflich zu machen, daß sie das wissen und bey vorkommenden Fällen, sich danach richten können. Das Ober Collegium Medicum hat solches also, mit dem fordersamsten gehörig zu besorgen.“

Als ihm sein Freund und Briefpartner, Mathematiker, Physiker und Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften d’Alembert berichtete, dass sich in Paris das Parlament gegen eine Pocken-Impfung ausgesprochen hatte und erst die theologische Fakultät befragen wollte, sprang er vor Erstaunen fast an die Decke. Auch in Deutschland war eine mögliche Impfung gegen Pocken sehr umstritten. Friedrichs Londoner Gesandter vermittelte schließlich in seinem Auftrag gegen den Widerstand heimischer Ärzte zwei englische Ärzte nach Berlin, die Impfungen durchführen sollten. Die Impfung scheiterte dann nicht nur am Wider-



Wappen der Berliner Chirurgen-Gilde von 1727 mit Trepan und Amputationssäge
© Verlag Edition Rieger



Briefmarkenausgabe Deutschland 2012 zum 300. Geburtstag Friedrich II.

© Verlag Edition Rieger

stand der Berliner Ärzte, sondern vor allem an den hohen Kosten, die die Engländer erhoben. 1774 berief Friedrich den englischen Arzt William Baylies (1724 – 1787) aus Dresden, der an einigen Kindern Probeimpfungen durchführte und preußische Ärzte mit der Impftechnik vertraut machte. Der König blieb zunächst skeptisch und hielt die Impfung eines Erwachsenen für zu gefährlich. Zu Baylies bemerkte er, dass er bei seinen großartigen ärztlichen Fertigkeiten schon viele Menschen umgebracht haben müsste. Erst nach seinem Tod führte der Engländer Edward Jenner 1796 die Kuhpockenimpfung ein, die erstmals in Berlin am 1.2.1800 durch Ernst Ludwig Heim vorgenommen wurde.

Ich bin unpäßlich krank, heile mich aber selbst durch Diät und Geduld. Tronchin selbst wird nicht leugnen, daß es wenige spezifische Mittel giebt, und daß alles wohl überdacht, Kräuter und zerstoßene Mineralien, die Federn, die von der Zeit abgenutzt und halb zerstört sind, weder ganz machen noch anspannen können. Die geschicktesten Ärzte geben dem Kranken Medizin, um seine Imagination zu beruhigen und heilen ihn dann durch Diät. Da ich finde, daß Elixiere und Tränkchen mir, seitdem ich krank bin, nicht die geringste Hilfe geben, so unterwerfe*

ich mich einer strengen Diät und habe mich bis jetzt recht wohl dabei befunden“
(Brief an Voltaire 1759)

Theorie und Praxis lagen hier beim König weit auseinander. Friedrich ließ sich seine Vorliebe für schwer verdauliche und scharf gewürzte Speisen niemals ausreden. Er bevorzugte stark gewürzte französische und italienische Spezialitäten. Polenta (mit Knoblauchbutter und Parmesankäse angebraten!), scharfe Aalpastete, Mehlspeisen, Schinken, aber auch frische Heringe, Meerspinne, in Branntwein gekochtes Rindfleisch. Der Speiseplan war zumeist zweifelhaft. Beendet wurde er mit kaltem Fleisch, viel Früchten (vor allem Erdbeeren, Kirschen und Diablotins (Schokoladenkonfekt)). Zu Fredersdorf sagte er gern... „unser Fraß ist zwar nicht kostbar, aber delikant...“.

Als ihm Carl Wilhelm Moehsen (1722 – 1795), einer seiner zahlreichen Leibärzte, anlässlich schwerer Magenbeschwerden und eines Gichtanfalls den Genuss von Parmesankäse versagte, wurde er vorübergehend entlassen...

Gern half Friedrich auch als „Arzt und Apotheker“ mit Ratschlägen, verschiedenen Heilmitteln und Pillen seinen Soldaten und Freunden, so dem Grafen Ulrich Friedrich von Suhm (1691 – 1740), früherer Jugendfreund und inzwischen sächsischer Gesandter in Petersburg. Er verordnete ihm täglich sieben Pillen gegen Magen- und Darmbeschwerden und schrieb süffisant: „Mit den Pillen, die Sie von mir verlangen,

*Théodore Tronchin (1709 – 1781), in Genf geboren, war als Arzt in Amsterdam, Genf und Paris tätig und ein bei europäischen Fürstenhäusern gesuchter Experte.



Wunderarzt in einer volkstümlichen Darstellung aus dem Jahre 1731
© Verlag Edition Rieger

könnte man ganz Frankreich purgieren und drei Akademien umbringen.“

Seinem Bruder Ferdinand (1730 – 1813), der seit dem Frühjahr kränkelte, schickte der König im September seinen Leibarzt Friedrich Herrmann Ludwig Muzell (1715 – 1782) mit klaren Instruktionen:

„Rath Besonders Lieber Getreuer. Es ist mir nicht lieb, daß mein Bruder der Prinz Ferdinand von Preußen Liebden ein Fieber bekommen, wie Ich aus Eurer Anzeige vom gestrigen dato ersehe, aber ich hoffe daß es bald besser werden wird; das beste, was Ihr dabey thun könnet ist, darauf zu sehen, und solche Mittel anzuwenden, daß mein Bruder die Gichtische Materie aus dem Leibe kommt, wofür Ihr also sorgen, und von dem Befinden Mir ferner Anzeige thun werdet.“

Der schwer lungenkranke Akademiepräsident Pierre-Louis Moreau de Maupertuis (1698 – 1759), Mathematiker und Naturforscher, bekam die Empfehlung, Frauenmilch zu trinken und auf den Genuss von Kaffee, Wein und Likör zu verzichten.

Francesco Algarotti (1712 – 1764), seinem kunstsinnigen italienischen Tafelfreund und Kammerherren, der unter Magenbeschwerden und Verdauungsstörungen litt, empfahl er

Verzicht auf Gemüse, geräuchertes Fleisch sowie blähende und erhitzenende Gerichte. Er bestärkte seine Verordnung mit der Bemerkung *„Ich habe dies alles selbst erprobt.“*

Jean-Baptiste le Rond D'Alembert (1717 – 1783), einer der bedeutendsten Mathematiker und Physiker des 18. Jahrhunderts, der wie Friedrich auch an Verdauungsstörungen litt, wurde auch von ihm verarztet: *„Er soll sich unter die Rippen fühlen lassen, um gewiß zu sein, ob die Leber im gehörigen Stand ist. Die Ärzte müssen Acht haben, ob die Galle bei der Verdauung ihre Schuldigkeit thut. Sie müssen den Urin untersuchen lassen. Alle die Umstände sind nötig, um die Behandlungsmethode zu bestimmen.“*

Hier wird einmal mehr deutlich, welch großen Wert Friedrich auf die gründliche Untersuchung des Kranken legt. Eine Erkenntnis, die vor allem der Schule Herman Boerhaves (1668 – 1738) in Leyden folgt und zur damaligen Zeit durchaus noch nicht allgemeine Verbreitung unter Ärzten fand. Ach hier war Friedrich mit seinem Hang zum Pragmatismus auf der Höhe der Besten seiner Zeit, vielen Ärzten war er damit weit voraus: *„Sie müssen erst den statum morbi haben, um zu beschließen, mit welchen Mitteln sie einen vergifteten sollen.“* Die Mehrheit der Ärzte behandelte ihre Patienten weitgehend symptomatisch, ohne die Organzugehörigkeit der verschiedenen, oft sehr unspezifischen Symptome zu kennen. Friedrich hielt viel von Bewegung, sowohl zu Fuß als auch zu Pferde. Beides tat ihm offenbar wohl. Selten sah man ihn langsam gehen, er war eigentlich fasst immer in Eile.

Am meisten kümmerte sich Friedrich um seinen stets kränkelnden Freund, Kämmerer, Schatullenverwalter und Vertrauten Michael Gabriel Fredersdorf (1708 – 1758). Er hatte es schwer mit ihm. Fredersdorf hatte nämlich einen ausgeprägten Hang zur Alchimie und ließ sich wiederholt von Quacksalbern behandeln.

„Der Duvergé (ein bekannter Scharlatan), der hatte dir die ersten 8 Tage

gesundt gemacht, das nahm aber ein besem Ende. Es wirdt mit diesen nicht besser getan, und, was zu beklagen ist, daß Du Dühr von freien Stücken umbs Leben bringst! Ich bite Dühr, Traue Dühr, doch nicht einem Jeden zu und Schaffe doch den Schurken ab, der Dühr hitzige Balsam und welches Zeug geben wirdt, daß Dühr ein brandt im leibe machen wirdt, bleibe doch bei Cothenius, habe doch ein-Mahl 6 Wochen gedult und lasse Cothenium und Mihr Wirtschaften, es wird guht gehen...Ich sage es Dühr rein-heraus, würstu Dühr jetzunder nicht von allen Deinen Idioten-Docters, alte Weiber etc. loßschlagen, so werde ich Cothenius verbihten, den fus in Deinen hause zu setzen und werde Mihr nicht weiter um Dühr bekümmern“ (Brief an Fredersdorf).

Habe du nuhr guht vertrauen und Sei nicht verdröblich! Dis fiber ist baldt abgeholfen worden. Wann du Glaubest, daß es Möglich ist, Dühr in 4 Wochen zu Curihren, das ist ohnmöglich! Ich habe mit allerhandt Docters und feldscheers umb die krankheit gesprochen. Allein es ist ein Schlimmer zufal; und ohne buhße könts nicht abgehen! Allein in 3 oder 6 tage werden die Kräfte Schon Wieder Komen. Setze Dühr nuhr feste in Kopf, daß deine besserung nicht anders, als lanksam, geschehen Kann... (Friedrich an Fredersdorf).

Thut mihr Leidt, daß Du wieder Schlimmer geworden bist. Wenn Du wilt gesundt werden, so ist Kein ander mittel, als hübsch zu folgen. Ich habe



Herman Boerhave, der bedeutendste medizinische Hochschullehrer und Arzt des 18. Jahrhunderts

© Verlag Edition Rieger

heute Keine Zeit, also Kann ich nicht in Detail Dhr Schreiben, aber morgen will ich Dier Deutlic vertzehlen, wie Deine krankheit ist, was Menschen-hülfe darbei Thun Kann, und wie es möglich ist, Dhr hier heraus zu reißen...

(Friedrich an Fredersdorf).

„zur Schonung der kranken Nieren eine wollene Leibbinde zu tragen... Du musst Dir recht vornehmen, gesund zu werden, dann hilft die Natur auch!“...

„Ich mus Dhr die reine Wahrheit Sagen, Du führst Dhr wie ein ungezogener Fant auf und wan du gesundt wärst wie ein unvernünftiger Mensch. Mach doch ein Mahl ein Ende mit all die Närsche Quacksalberei da duh gewisse, woh du nicht davon ablässest, dihr den thot mit thun würst... Hästn mihr gefolgt... Sehe nun Selber, was du thun willst, und Morgen gib deine resolution, den er muss der Sache ein techtes Ende werden Sonsten Crepirste meiner Sehlen aus puren übermuth“

(Friedrich an Fredersdorf).

In seinem Traktat „Über die deutsche Literatur“ gibt Friedrich kurz und knapp seine Erwartungen an die Ärzte wider: „Den Medizinern will ich nur zwei Worte sagen. Sie müssen ihre Schüler vor allem daran gewöhnen, genau die Anzeichen der Krankheiten zu beobachten, um



Buch erschienen in der edition Rieger, www.edition-rieger.de, Tel. 033925 71063

rasch deren Art zu erkennen. Diese Anzeichen sind: ein schneller und schwacher Puls, ein starker und heftiger Puls, ein Puls, der aussetzt, Trockenheit der Zunge, die Augen, die Art des Schwitzens und die Ausscheidungen, der Urin sowie die Exkreme, woraus sie dann Schlüsse ziehen und die Art der Schwäche, die zur Erkrankung geführt hat, genauer einschätzen können; und auf solches Erkennen hin müssen sie die geeigneten Arzneien auswählen. Ferner muß der Professor seine Schüler die Fülle der unterschiedlichen Veranlassungen sorgfältig beobachten lassen und sie lehren, wie man ihnen die erforderlichen Aufmerksamkeiten schenkt... hauptsächlich aber muß er nachdrücklich darauf hinweisen, wie notwendig es ist, bei ein und derselben Krankheit zu bedenken, wieviel an Arznei je nach Befinden des Patienten verordnet werden muß. Ich bin aber nicht so kühn, zu

glauben, daß auf Grund aller dieser Belehrungen die jungen Äskulaps Wunder vollbringen werden. Der Gewinn, den die Allgemeinheit dabei haben wird, liegt darin, daß weniger Bürger durch Unwissen oder Lascheit der Ärzte zu Tode kommen.“

„Die Herren Ärzte sind Quälgeister, lästig wenn es einem gut geht, und unerträglich, wenn man krank ist. Suche Dich möglichst bald aus ihren Händen zu befreien“

(Brief an seine Schwester Wilhelmine).

Du hast gros recht, daß du die Doctors die Wahrheit sagst, sie Seindt große Idioten“

(Brief an Fredersdorf).

Literatur beim Verfasser

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. med. Dirk Fahlenkamp

Bethanien Krankenhaus Chemnitz gGmbH

Klinik für Urologie

Zeisigwaldstraße 101, 09130 Chemnitz

Tel.: 0371 430 1700

E-Mail: D.Fahlenkamp@bethanien-sachsen.de